

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 147.

Posen, den 17. Dezember 1927.

Nr. 147.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Der Seewolf.

Von Jack London.

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Drei Tage lang verrichtete ich neben meiner eigenen Arbeit auch die von Thomas Mugridge. Ich weiß, daß sie Wolf Larsens Betsfall fand, während die Matrosen in der kurzen Zeit meines Regiments vor Zufriedenheit strahlten. „Der erste saubere Bissen, seit ich an Bord bin,“ sagte Harrison zu mir, als er mir die Töpfe und Pfannen von der Back wieder an die Kombüseentür brachte. „Tommys Essen schmeckt immer noch ranzigem Fett, und ich wette, er hat, seit wir Frisco verließen, das Hemd nicht gewechselt.“

„Ich weiß, daß er es nicht getan hat,“ sagte ich.

„Und ich wette, er schläft sogar damit,“ fügte Harrison hinzu.

„Die Wette verlierst du nicht,“ stimmte ich ihm lebhaft bei.

Aber drei Tage waren alles, was Wolf Larsen dem Koch zugestand. Am vierten wurde er, noch lahm und wund und kaum imstande, die Augen zu öffnen, beim Kragen gepackt und aus seiner Koje zur Arbeit geschleppt. Er jammerte und weinte, aber Wolf Larsen hatte kein Mitleid.

„Und sieh zu, daß du uns keinen solchen Fraß mehr aufstischst,“ schärfte er ihm zum Schluß ein. „Und hin und wieder ein reines Hemd, oder du wirst über den Kiel geholt. Verstanden?“

Thomas Mugridge kroch über den Fußboden der Kombüse, und ein kurzer Stoß der „Ghost“ brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Bei dem Versuch, es wieder zu erlangen, faßte er nach der eisernen Stange um den Herd, die die Töpfe am Herunterrutschen hindern sollte, griff aber daneben, und seine Hand landete mit ihrer ganzen Fläche auf der heißen Herdplatte. Er stieß ein Schmerzensgeheul aus. Die Tränen rannen über seine geschwellenen, verfärbten Wangen, und sein Gesicht war vor Schmerz verzogen. Ein wilder Ausdruck fuhr darüber hin.

„Oh, wie ich ihn hasse! Wie ich ihn hasse!“ knirschte er. „Wen?“ fragte ich, aber der arme Wicht weinte wieder über sein Mißgeschick. Es war weniger schwer zu erraten, wen er haßte, als wen er nicht haßte. Denn immer mehr sah ich in ihm einen boshaften Teufel, der die ganze Welt haßte. Und manchmal dachte ich, daß er sogar sich selber haßte, so schrecklich und unnatürlich war das Leben mit ihm umgesprungen. In solchen Augenblicken konnte Mitleid in mir aufsteigen, und ich schämte mich, daß ich mich je über seine Niederlage und seine Schmerzen gestreut hatte. Das Leben hatte ihm einen gemeinen Streich gespielt, als es ihn zu dem machte, der er war, und seither spielte es ihm einen gemeinen Streich nach dem andern. Welche Möglichkeiten hatte er gehabt, anders zu werden, als er geworden war? Und als ob er meine unausgesprochenen Gedanken beantworten wollte, wimmerte er:

„Ich hab' nie Glück gehabt, nie auch nur das kleinste bißchen Glück! Wer war da, um mich in die Schule zu schicken, mir ein Stück Brot in den hungrigen Schnabel zu stecken oder die blutige Nase zu wischen, als ich noch ein kleiner Junge war? Wer hat je was für mich getan, he? Wer, frage ich?“

„Mach' dir nichts daraus, Tommy,“ sagte ich und legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter. „Faß Mut. Am Ende wird noch alles gut. Du hast noch ein langes Leben vor dir und kannst aus dir machen, was du willst.“

„Das ist Lüge! Verdammte Lüge!“ schrie er mir ins Gesicht und schleuderte meine Hand fort. „Es ist Lüge, und das weißt du. Du hast nie erfahren, was es heißt sich hungrig in Schlaf zu weinen, während dein Magen knurrt, als ob eine Ratte darin säße. Es kann nicht gut werden. Und wenn ich morgen Präsident der Vereinigten Staaten würde, wie könnte das den Hunger stillen, den ich früher gelitten habe? Wie könnte es wohl? frage ich. Ich bin für Leiden und Sorgen geboren. Ich habe mehr durchgemacht als zehn andere zusammen. Ich habe mein halbes Leben im Krankenhaus gelegen. Schau mich an! Schau mich an! Ich werde Blut spucken, ehe die Sonne wieder aufgeht. Wie sollte das anders für mich werden?“

Dieser Ausbruch wider sein Geschick währte eine Stunde oder noch länger, und dann machte er sich, hinkend und stöhnend, und die Augen voll Haß gegen die ganze Welt leuchtend, an die Arbeit.

Mehrere Tage vergingen noch, ehe Johnson an Deck kroch und mutlos an seine Arbeit ging. Er war noch krank, und mehr als einmal beobachtete ich, wie schmerzhaft es für ihn war, zu einem Toppfegel hinaufzuklettern, und wie er zusammenfiel, wenn er am Steuerrad stand. Aber das Schlimmste war: Sein Mut schien gebrochen. Er kroch vor Wolf Larsen und lag vor Johanssen beinahe auf dem Bauche vor Furcht. Anders Leach. Der ging an Deck umher wie ein Tigerjunges und schleuderte offen seine haßerfüllten Blicke auf Wolf Larsen und Johanssen.

„Ich werde schon mit dir fertig werden, du plattfüßiger Schwede!“ hörte ich ihn eines Nachts auf Deck zu Johanssen sagen, und im nächsten Augenblick traf irgend ein Wurfgeschloß mit scharfem Stoß die Kombüse. Einige Flüche ertönten, ein höhnisches Lachen, dann war alles still. Ich stahl mich hinaus und fand ein schweres Messer, das tief in dem festen Holze steckte. Einige Minuten später kam der Steuermann, tappte herum und suchte es. Aber ich gab es Leach heimlich am nächsten Tage wieder. Er grinste, als ich es ihm reichte, aber in diesem Grinsen lag mehr wahre Dankbarkeit als in dem ganzen Strom schöner Worte von einem meiner eigenen Klasse.

Als einziger von der ganzen Besatzung lebte ich mit allen auf gutem Fuße. Die Jäger duldeten mich möglicherweise nur, obgleich mich keiner von ihnen haßte. Smoke und Henderson, die als Genesende in Hängematten unter einem über Deck gespannten Sonnenfegel lagen, versicherten mir jedoch, ich sei besser als eine Krankenschwester, und sie würden an mich denken, wenn sie am Ende der Reise ihre Löhnung ausbezahlt erhielten. Als ob ich ihres Geldes bedürft hätte! Ich, der ich den ganzen

Schoner mit allem, was an Bord war, hätte kaufen und zwanzigfach bezahlen können! Wolf Larsen hatte wieder einen zweitägigen Anfall von Kopfschmerzen. Er mußte schrecklich leiden, denn er rief mich zu sich und gehorchte meinen Anweisungen wie ein krankes Kind. Aber ich konnte nichts tun, um ihm Erleichterung zu schaffen.

„Es ist Gottes Hand, sage ich dir.“ Das war Louis' Auffassung. Es ist eine Heimsuchung zur Strafe für seine schwarzen Taten, und es wird noch ganz anders kommen. Ich will sehen, daß ich bald fortkomme. Denn es steckt mir in den Knochen, daß ich nächstes Jahr um diese Zeit bestimmt in die alten Augen meiner Mutter schauen werde. Nach den fünf Söhnen, die sie bereits der See geschenkt hat, hat sie sich trübe gestarrt.“

„Was wollte er von dir?“ fragte Thomas Mugridge mich gleich darauf.

„Er erzählte mir, daß er nach Hause will, um seine Mutter wiederzusehen,“ antwortete ich diplomatisch. „Ich hab' nie eine gehabt,“ meinte Cockney und blickte mit matten, hoffnungslosen Augen in die meinen.

Endlich ist mir ein Licht aufgegangen, daß ich die Frauen nie richtig eingeschätzt habe. Ich hatte noch nie in einer völlig frauenleeren Atmosphäre gelebt. Mutter und Schwester waren immer um mich gewesen, und ich hatte ihnen stets zu entrinnen gesucht. Ach, wie willkommen wäre mir jetzt ihre Gegenwart, das Rascheln ihrer Kleider gewesen, das ich so von Herzen verabscheut hatte! Ich bin sicher, daß ich mich, wenn ich wieder nach Hause kommen sollte, nie wieder über sie ärgern werde. Mögen sie morgens, mittags und abends an mir herumdoktern, Staub wischen und fegen: ich werde nur von meinem Sessel aus still zusehen und dankbar sein, daß ich Mutter und Schwestern habe.

So vieles wundert mich. Wo sind die Mütter dieser zwanzig zusammengewürfelten Männer auf der „Ghost“? Es erscheint mir unnatürlich und ungesund, daß sich Männer völlig getrennt von Frauen herdenweise allein durch die Welt treiben sollen. Roheit und Wildheit sind die unvermeidlichen Folgen. Hätten diese Männer Frauen, Schwestern und Töchter, sie würden imstande sein, Sanftmut, Zärtlichkeit und Mitgefühl zu bekunden. Tatsächlich ist nicht einer von ihnen mit einer guten Frau in Berührung gekommen, hat unter ihrem Einfluß gestanden oder die Erlösung gefunden, die ein solches Geschöpf unweigerlich ausstrahlt. Ihr Leben ist aus dem Gleichgewicht. Ihre Männlichkeit, die schon an sich die eines wilden Tieres ist, hat sich überentwickelt. Die andere, geistige Seite ihres Wesens ist eingeschrumpft — verzehrt.

Es ist eine Gesellschaft von Einsiedlern, die sich scharf aneinander reiben und davon mit jedem Tage herthriger werden. Mir erscheint es manchmal unglaublich, daß sie Mütter gehabt haben sollen.

Diese Gedanken beschäftigten mich, und so sprach ich vergangene Nacht mit Johansen. Es waren die ersten überflüssigen Worte, mit denen er mich seit Beginn der Reise beehrte. Mit achtzehn Jahren hatte er Schweden verlassen, jetzt ist er achtunddreißig, und die ganze Zeit war er nicht ein einziges Mal zu Hause. Vor einigen Jahren traf er in einem Seemannsheim in Chile einen Landsmann, und von ihm erfuhr er, daß seine Mutter noch lebte.

„Sie muß jetzt schon eine alte Frau sein,“ sagte er, indem er nachdenklich ins Kompaßhaus starrte.

„Wann haben Sie ihr zuletzt geschrieben?“

Er rechnete laut: „Einundachtzig, nein — — zweiundachtzig, nicht? Nein — — dreiundachtzig — ja, dreiundachtzig. Vor zehn Jahren. Aus einem kleinen Hafen in Madagaskar. Sehen Sie,“ fuhr er fort, „jedes Jahr wollte ich heimfahren. Was hatte es da für einen Sinn, zu schreiben? Es dauerte ja nur noch ein Jahr. Und jedes Jahr kam etwas dazwischen, und ich kam nicht nach Hause. Aber jetzt bin ich Steuermann, und wenn ich

meine Schulden abbezahlt habe, dann fahre ich auf einem Segler um Kap Horn nach Liverpool. Damit verdiene ich dann genug für die Ueberfahrt nach Hause. Dann braucht sie nicht mehr zu arbeiten.“

„Arbeitet sie denn jetzt? Wie alt ist sie denn?“

„Am die siebzig,“ erwiderte er. Und dann rüßte er sich: „Bei mir zu Hause arbeiten wir von der Geburt bis zum Tode. Daher werden wir so alt.“

Ich werde diese Unterhaltung nie vergessen. Es waren die letzten Worte, die ich ihn sprechen hörte. Vielleicht waren es die letzten, die er überhaupt sprach.

Als ich die Kajüte betrat, war es mir zu stickig zum Schlafen. So nahm ich denn eine Decke und stieg wieder an Deck.

Als ich zwischen Harrison und dem oben auf dem Kajütendach angebrachten Kompaßhaus hindurchschritt, bemerkte ich, daß wir volle drei Strich vom Kurse abgewichen waren. Da ich glaubte, daß der Rudergast schlief, und ich ihm einen Verweis ersparen wollte, sprach ich ihn an. Aber er schlief nicht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er vor sich hin.

„Was ist denn?“ fragte ich, „bist du krank?“

Er schüttelte den Kopf, und als ob er erwachte, schöpfte er mit einem tiefen Seufzer Atem.

„Du tätest besser, den Kurs zu halten,“ schalt ich.

Er griff in die Speichen des Rades, und ich sah, wie sich die Kompaßkarte langsam nach Nordnordwest drehte und nach einigen leichten Schwingungen zur Ruhe kam.

Ich wollte gerade weitergehen, als eine Bewegung mein Auge fesselte und nach der Keling zurückzwang. Eine sehnige, triefende Hand packte sie. Neben ihr tauchte eine zweite Hand aus der Finsternis auf. Wie verzaubert stand ich da. Was für einen Gast aus der dunklen Tiefe sollte ich sehen? Was für ein Wesen es aber auch sein mochte, so wurde mir jedenfalls klar, daß es mit Hilfe der Logleine an Bord kletterte. Ich sah einen Kopf mit triefendem Haar, dann erschien ein Körper, und nun erkannte ich Augen und Gesicht Wolf Larsens. Seine rechte Wange war rot von Blut, das aus einer Kopfwunde herabfloß.

Mit einer plötzlichen Anstrengung zog er sich an Bord und stand auf den Füßen. Dann warf er einen schnellen Blick auf den Mann am Rade, als wolle er sich überzeugen, wer es sei, und daß von ihm keine Gefahr drohe. Das Seewasser troff von ihm herab mit einem leisen Rieseln, das mich beunruhigte. Als er auf mich zuschritt, wich ich instinktiv zurück, denn ich sah in seinen Augen etwas, das Tod hieß.

„Gut, Hump,“ sagte er mit leiser Stimme. „Wo ist der Steuermann?“ Ich schüttelte den Kopf.

„Johansen!“ rief er leise. „Johansen!“

„Wo ist er?“ fragte er Harrison.

Der junge Mann schien seine Fassung wiedererlangt zu haben, denn er antwortete ganz ruhig: „Ich weiß es nicht, Käptn. Vor kurzem sah ich ihn nach vorn gehen.“

„Ich war auch vorn. Aber hast du bemerkt, daß ich nicht denselben Weg, den ich ging, wieder zurückkam? Kannst du dir das erklären?“

„Sie müssen über Bord gewesen sein, Käptn.“

„Soll ich im Zwischendeck nach ihm sehen, Käptn?“ fragte ich.

Wolf Larsen schüttelte den Kopf. „Sie würden ihn nicht finden, Hump. Aber gehen Sie meinetwegen. Kommen Sie. Lassen Sie Ihr Bettzeug liegen.“

Ich folgte ihm. Nichts regte sich mittschiffs.

„Die verdammten Jäger!“ bemerkte er. „Zu dick und zu faul, um vier Stunden Wache durchzuhalten.“

Auf der Back fanden wir jedoch drei schlafende Matrosen.

Er drehte sie auf den Rücken und blickte ihnen ins Gesicht. Sie bildeten die Deckwache, die Wache selbst pflegte man bei gutem Wetter schlafen zu lassen mit Ausnahme des Offiziers, des Rudergastes und des Mannes im Ausguck.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ausnahmezustand in der Familie Lukaschek.

Von J. Herrmann.

Herrn Matthäus Lukaschek war genügend Zeit vergönnt, sich an all das zu gewöhnen, was er selbst einmal in einem Anfall von verzweifelterm Gumor als den Ausnahmezustand seiner Häuslichkeit bezeichnet hatte. Neigte es sich doch am Horizonte seines häuslichen Glückes allmählich zur silbernen Hochzeit! Und so viel er nachrechnen konnte, begann dies seit jener Zeit, da seine drei Töchterchen, eine nach der anderen, den Kinderkleidern entwachsen.

Was er den Ausnahmezustand genannt hatte, trat in der Familie Lukaschek zwei, ja drei Wochen vor Weihnachten ein. Während dieses Zeitraumes war die ganze gewohnte Ordnung seines Haushaltes wie auf den Kopf gestellt. Dem Hausvater Lukaschek kam es geradezu vor, als ob in allen Winkeln seiner Wohnung unsichtbare Kobolde hausten, um ihren merkwürdigen und geheimnisvollen Schabernack zu treiben. Es waren die Vorböten für den Heiligen Abend.

Während dieser Tage waren seine „Frauenzimmer“ — so pflegte er gewöhnlich seine Gattin und seine Töchter zu bezeichnen — unausgesetzt unterwegs. Sie gingen fort, kamen gewöhnlich unendlich abgehetzt zurück, brachten kleine Pakete mit dem und jenem mit, oftmals nur kleine Papiervollen, klopften schon an die Küchenmauer, wenn sie sich noch auf der letzten Stiege befanden, um nicht erst an der Tür läuten zu müssen. Rosalie eilte schnell herbei und öffnete, und alsdann schlüpfen die Damen geräuschlos, auf Fehenspitzen, durchs Vorzimmer, damit es der Papa nur nicht höre, und verschwanden mit ihrer Beute im hintersten Zimmer.

Bei all dem sehten — oder besser gesagt — bemühten sich die „Frauenzimmer“ des Herrn Lukaschek, die gleichgültigste Miene von der Welt aufzusetzen, als ob nichts, wirklich rein gar nichts Besonderes los wäre. Aber je größer ihr Bemühen war, geheimnishaft, daß irgend etwas los war, desto deutlicher konnte man es an ihrem Gesichte ablesen, daß sich unter der gewaltig starr gewordenen Maske des scheinbaren „Nichts“ die feierliche Ueberwachung des herannahenden Weihnachtstages verbarg.

Es waren dies Augenblicke und Tage, in denen Herr Lukaschek einfach nicht wußte, wohin er mit seinen Ohren, speziell aber mit seinen Augen berschwimmen sollte. Während dieses Zeitraumes wich er den Zimmern seiner „Frauenzimmer“ so viel als möglich aus, während dieser Zeit wagte er sich nur aus dringender Notwendigkeit in die gemeinsamen Räume, also in sein und seiner Gattin Schlafzimmer oder ins Speisezimmer, um sich die Hände zu waschen, ein frisches Taschentuch, einen anderen Selbstbinder oder die Handschuhe zu holen. Es herrschte da ein weniggleich auch ungeschriebenes und unausgesprochenes Gesetz, daß er an diesen Tagen nichts sehen durfte, was er nicht sehen sollte. Aber gerade in diesen Tagen passierten ihm die unlieblichsten Zwischenfälle. Stöberte er unterm Bett, um die Pantoffeln herauszufischen, die ihm Rosalie, weiß der liebe Gott wohin, mit ihrem Besen verräumt hatte, so stieß er zuverlässig auf eine Schachtel, die gestern noch nicht dort war. Suchte er das Handtuch, das die Gattin oder die Töchter in der Verwirrung irgend wohin verschmissen hatten, so zog er aus irgend einer Ecke ein Stück Kanapee, Jute, Plüsch oder Atlas mit irgend einer angefangenen Stickerei hervor. Die Betten waren damit voll, zu den Füßen und am Kopfbende, unter dem Polster des Kanapees, unter dem Ueberzug der Kredenz, wie es seine Töchterchen in der Eile hingeworfen, daruntergeschoben, versteckt hatten, wenn irgendwo in der Nähe eine Tür knarrte.

Herr Lukaschek warf gewöhnlich so eine Entdeckung rasch beiseite, als ob ihn das Ding in den Händen brennen würde, wenn er aber in sein Zimmer zurückging, kam ihm seine Gattin leise nach, und dann pflegte sie ihren Mann mit einem schweren, wortwurschollenen Blicke zu tadeln:

„Dich treibt wieder einmal der Teufel überall herum!! Als wenn du mir's nicht sagen könntest, daß du etwas willst! Mußt du denn den Möbeln durchaus die Freude verderben? Und das schleicht mir da herum und schnüffelt her und schnüffelt hin — du guter Gott, wohin sollen wir den damit gehn...!“

Vergeblich war es, zu versichern, daß Herr Lukaschek nicht herumschnüffele, daß es ein reiner Zufall wäre, daß er nicht ahnte, daß etwas vorbereitet würde, aber daß es ihm nicht einmal im Traum einfallen, zu spionieren, daß er es erwarten könne.

„Ich bitte dich, Lukaschek, sprich mir nicht,“ bestand das Frauen auf dem ihrigen, „das machen alle Männer — und dann wirft man uns Neugierde vor. Pack dich zusammen und geh' doch irgend wohin!“

Es war die einzige Zeit des Jahres, da Frau Lukaschek ihren Gatten so eifrig fortschickte.

Wohin sollte er aber gehen? Höchstens ins Kaffeehaus. Lieber hätte er auf dem Kanapee im Schlafzimmer geschlummert. Aber dort war er im Wege. Und so zog er sich also an und ging. Wenn er dann nach zwei oder drei Stunden zurückkehrte, kam er der Frau Lukaschek noch immer zu zeitig. Dann trieb sie irgendwo ein Abendessen auf, und kaum, daß er sich den Mund abgewischt hatte, forderte sie ihn wieder auf:

„Ich bitte dich, halt' dich irgendwo bei einem Glase Bier auf, meinehalten im Vereinsheim oder wo anders. Natürlich, bis in der Früh mußt du nicht dort bleiben!“

Am Abend trat Herr Lukaschek schon etwas bereitwilliger den Weg ins Exil an. Wenn's nicht allzu sehr froz oder paßschig war, lag ihm nichts daran. Nur das giftige „bis in die Früh“ mußt du

nicht dort bleiben,“ drückte ihn. Bis in der Früh! Seit wann schon war er nicht bis früh geblieben! Das war einmal gewesen, ja, ja, das war einmal. Aber lang, lang ist's her! Im übrigen konnte man sehen, was diese Frauenzimmer für eine Ahnung davon haben, wie es jetzt in den Wirtschaften aussieht. Wie war es denn möglich, bis in der Früh zu bleiben! Die Polizeistunde ist überhaupt für zwei Uhr nach Mitternacht festgesetzt, aber jetzt brauchen keine Patrouillen zu gehen, um die Wirte und Gäste zu mahnen, den Platz zu räumen. Es wird überall schon um zehn Uhr leer. Und im Vereinsheim! Ja, bleibt denn dort irgendein Mensch bis in der Früh? Um zwölf Uhr konnten dort alle Gespenster der Stadt eine Generalversammlung abhalten, und oft hätten sie bereits um elf beginnen können. —

Der Ausnahmezustand in der Familie Lukaschek hatte aber noch andere Nachwirkungen, und dies war eigentlich das Schrecklichste für Herrn Matthäus. Es betraf seine Tafel, sein Mittag- und Abendessen.

Je näher der Weihnachtstag heranrückte, desto größer wurde die Eile, alles fertig zu kriegen, fertig zu stiden, einzufäumen, unterzukleben, auszugupfen —, was weiß ich denn, wie man das alles benennt? Und dazu kam noch die Sorge um die Feiertagstafel. Schon waren die harten Semmeln in Vorrat gerieben, alles für den Weihnachtstriezel vorgelesen, die Schneeden zubereitet — mit diesen allein hatte man schon drei Tage Arbeit — die Mandeln geschält, schon war der Zucker zerhackt, der Zimt und Pfeffer gestoßen, die Rosinen überklaubt — ein fertiger Gezejjabbat!

In diesen Tagen also — und das dauerte eine Woche und länger — hatte Frau Lukaschek das Recht, die Familie mit dem Mittagessen, auf welche Art es auch sei, abzufertigen. Und an diesen Tagen war Herr Lukaschek verpflichtet, ohne zu murren, das aufzufressen, mit dem ihm Frau Lukaschek zu einer andern Zeit nicht so mir nichts dir nichts vor die Augen kommen durfte. In dieser Zeit verwendete Frau Lukaschek all das, was ihr in den letzten vier Wochen übrig geblieben war. Herr Lukaschek äußerte sich einmal gelegentlich im Vereinsheim beim Tisch der „Gemeinde“, daß er an diesen Tagen seine „Erzfeinde“ auffresse.

So zum Beispiel Semmelbaba, diese wunderbare, verlockende Speise aus alten Rispeln, lauter Ueberbleibseln vom Frühstück, mit harten, sauren, saftlosen Äpfeln. Sobald die große Kasserolle mit dem Inabringen, braungerösteten Oberem am Tisch erschien, verbüßerte sich allemal das Gemüt des Herrn Lukaschek. Nach jedem Semmelbaba war sein Mund wie zerschnitten, so schmerzte er.

Gerösteter Raps! Eine Speise, von der ihm jeder Bissen im Munde zu ungeheuren Dimensionen anwuchs, durfte vor Weihnachten ohne Genieren auf seiner Tafel erscheinen. Zu anderer Zeit hätte er feierlichst Protest eingelegt. Aber was sollte jetzt ein Protest, wenn ihm Frau Lukaschek antworten konnte: „Soll ich mich zerreißen? Natürlich, der gnädige Herr setzt sich am Weihnachtabend vor das Fertige hin, aber wer soll denn das alles herstellen?“

Und Herr Lukaschek kämpfte also einen Ringkampf mit dem gerösteten Raps aus.

Dann gab es auch Stopfnudel, dann gebrühte Semmeln, dann —

Nun, Herr Lukaschek überwand alles standhaft. Aber im Kochbuche „für den Hausgebrauch“ der Frau Lukaschek — wirklich für den innersten Hausgebrauch —, da war noch eine Speise, die den Hausvater Lukaschek geradezu mit Schreden erfüllte. Es war „Saschee“.

Der Name an und für sich klang schon genug lieblich und verheißungsvoll. Saschee. So etwas Zartes, Liebes, Einjuchmeicheldes. Ein Saschee! In Wirklichkeit aber war es ein graufiges Gackfleisch. Wenigstens für den Herrn Lukaschek.

Jedes Stüchchen übrig gebliebenen harten Fleisches, jeder Knorpel, jede fetts Rinde vom Schweinsbraten pflegte Frau Lukaschek eine Woche, ja zwei Wochen hindurch aufzubewahren. Und sobald sie der Meinung war, daß es schon genug wäre, wurde alles in die Maschine hineingestopft, Rosalie aber begann die Kurbel wie bei einem Aristonleierkasten zu drehen.

Eine Art langgezogener, zusammenhängender Fleischbrei wurde aus der unteren Oeffnung der Maschine herausgedreht. Dazu mengte man geriebene Semmeln, eine Handvoll auf kleine Würfel zerschnittener Speck, ein wenig Eidotter, ein Stüchchen Pohl — na sind das vielleicht nicht gute Sachen? Und dann wurde es in der Kasserolle oder in der Bratpfanne gebaden. Und dann endlich: serviere es auf den Tisch, wie es so häufig im Kochbuche der Frau Meitig steht.

Selbstverständlich servierte es Frau Lukaschek. Bis Weihnachten gab es gewöhnlich dreimal Saschee. Und Herr Lukaschek erwog dabei jedesmal, wie der Mensch doch eigentlich unerfahren ist, wenn er sich verehelt. Denn hätte er nur im entferntesten eine Ahnung gehabt, daß auf der Welt etwas vorhanden war, das man Saschee benannte und in das man in der kleinen Mühle Gänsehaut und übriggebliebenes Rindfleisch und Schöpfenslechte und die Reste von Kalbsfuckerln und, mit einem Worte, alles hineinmischen konnte, — wenn er dies geahnt hätte (so pflegte er selbst zu sagen), er hätte es sich im Heiratsvertrage ausbedungen, daß Saschee für ewige Zeiten auf seinem Speiseprogramm gestrichen sein müsse.

Und es war ihm unbegreiflich, daß seine drei Töchter gerade dieses Saschee aufessen konnten. Na ja, die Jugend!

Endlich also war der Weihnachtstag herangekommen — und der Ausnahmezustand wurde aufgehoben. Herr Matthäus Lukaschek erhielt denn von seiner lieben Familie gestiftete Hosenträger, gestiftete Pantoffeln, ein gestiftetes Hausstüppchen und weiß der Teufel, was noch alles Gestiftetes. Wenn es aber dann Herr

Lufschel aus den Händen seines jüngsten Tochterchens, das in Verstellung des Christkindls die Bescherung vornahm, entgegenkam, und wenn er dann überdies noch nach der Bescherung die fast gen Stöße der vor lauter Freude über die Gaben v-rwein, u Tochterchen einheimte und ihm Frau Lufschel ein nach Karpfen und gefüllten Schmecken und Apfelstrudel duftendes Schmäzchen obendrauf hinzubereichte, da umarmte sie Herr Lufschel herzlich und seufzte aus tiefer Seele:

„Aber Mutter, ich bin nur froh, daß wir jetzt wieder wie ehrens leben werden — ich mußte schon einfach nicht mehr, wohin ich gehen und wo ich hinschauen sollte — na, und die Hofenträger freuen mich, die hab' ich am dringendsten benötigt!“

Und ein ganzes Jahr lang war Frieden und Ruhe in der Familie Lufschel. Bis wieder zu den nächsten Weihnachten. —

„Errungenenschaften . . .?“

Erfinder, Entdecker, Ingenieure, Monteure, Tischler und Bastler!
„Zettalter der Technik“? — Schön, angenehm!

Aber:

so lange Straßenbahnen nur mit nervenzereißendem Quietschen Kurven und Eden passieren,

so lange das Straßenstopp bei Rasse den geringen Neigungswiderstand einer Eisfläche noch unterbreitet,

so lange es in den Wohnungen Wasserhähne gibt, die trotz allen Drehens und aller Fürsorge nicht davon ablassen, ihren Strahl unerwünscht zu spenden oder durch stetes Tropfen auf den guten Resonanzboden einer Blechplatte intensive Nervenzstörungen verursachen,

so lange die Decken und Wände in den Häusern so schalldurchlässig sind, daß von oben, unten, rechts und links Klavierpiel den Nachbarn rasend machen kann,

so lange die kleinsten Motorfahrzeuge den größten Krach machen,

so lange ausströmendes Leuchtgas so giftig ist, daß Menschen, die es einatmen, daran sterben,

so lange die Luft in Lokalen so stickig wird, daß das Blut des notwendigen Sauerstoffs mehr und mehr entzogen muß und Blutandrang, Kopfschmerz und Schwindel verursacht wird,

so lange Garderoben in Theatern, Kinos und so weiter so angelegt sind, daß wohlherzogene Menschen zu tollwütigen Bestien werden,

so lange Brillengläser durch irgend welche atmosphärischen Einflüsse beschlagen und unerwünschtes Blindsehspiel verursachen,

so lange ebenso beschlagene Fenster nötige Heber- und Ausblicke verschließen,

so lange es Wein gibt, der nach dem Storken schmeckt,

so lange — und noch und noch! —

so lange macht Schluck mit euren „Errungenenschaften“ und überholt mal erst die alten! —

Klatsch

Von Alice Terry.

Alice Terry ist die Partnerin Ramon Novarro in dem neuen Metro-Goldwyn-Mayer-Film „Der unsichtbare Feind“.

Man muß durchaus nicht bössartig sein, um Freunde am Klatsch zu haben. Erst wenn diese Klatschsucht in Verleumdungsfucht ausartet, bekommt die ganze Sache ein sehr unersreuliches Gepräge.

Man sagt, daß Frauen mehr klatschen als Männer. Auch das ist eine Verleumdung. Die Frauen geben nur zu, daß es ihnen Spaß macht, über ihre Mitschwester heranzuziehen. Die Männer leugnen es, doch wenn sie unter sich sind, wird genau so viel über die anderen geredet wie bei den Frauen.

Ich weiß von Frauen, die Wert darauf legen, einen großen Bekantheitskreis zu haben, nur um genügend Stoff zum Klatschen zu bekommen. Dieser Klatsch kann durchaus harmlos sein. Man macht sich lustig über die Eigenschaften einer Bekannten, man bekräftigt den neuen Gut, die Sprechweise, die Vergnügungsfucht einer Frau, ohne daß dadurch ein Unheil angerichtet wird. Frauen, die lachend erklären, daß sie an einem netten kleinen Klatsch ihre Freude haben, werden niemals die Grenze überschreiten, die zur Verleumdung führt. Ihre Klatschsucht ist nur eine Art der Spottsucht. Die Verleumdungsfucht kommt aus anderen Quellen und richtet oft unermesslichen Schaden an. Die mit Spottsucht begabte Frau, die ihre Bekannten unter die Lupe nimmt, wird es nicht übernehmen, wenn sie erfährt, daß auch sie zum Mittelpunkt einer Klatschgesellschaft gemacht worden ist. Aber jemand, der bewußt verleumdet, gerät außer sich, wenn er selbst das Opfer einer Verleumdung wird und versteht dann niemals wie Menschen so schlecht sein können.

Klatsch ist schnell vergessen. Das Gesagte ist nicht so wichtig, um es in Erinnerung zu behalten. Aber Verleumdung klebt wie Pech, und es ist fast ausgeschlossen, sich von ihr reinzuwaschen, wenn man einmal mit ihr beudelt worden ist.

In dem neuen Metro-Goldwyn-Mayer-Film „Der unsichtbare Feind“, in dem Ramon Novarro und ich die Hauptrollen spielen, werden die tragischen Folgen einer Verleumdung gezeigt, und dem betroffenen Ehepaar bleibt schlichtlich keine andere Möglichkeit, der ewig lebendigen Nachrede zu entgehen, als den Ljean zwischen sich und die Verleumder zu legen.

Geschichten von der Marine.

Die Nebelbank.

Das Torpedoboot war von Vorposten abgelöst und fuhr nach Wilhelmshafen zurück. Da dichter Nebel herrschte, war Signalgast Siegelad als Masquid auf der Back aufgezogen.

Allmählich lichtete sich der Nebel. Da meldete Siegelad zur Brücke herauf:

„Rechts voraus Land in Sicht!“

„Quatsch! Das ist eine Nebelbank. Wischen Sie sich gefälligst Ihre Augen aus!“ tönte es zurück.

Schon schrie Siegelad:

„Eine Kuh auf der Nebelbank!“

Ueberrumpelt.

Nochmals ist den Seekadetten eingetrichtert worden, daß die schneeweißen Besichtigungsbüchchen selbst gewaschen und gebügelt worden sind.

Der Inspekteur des Marine-Bildungswesens schreitet die Front ab. Lobend äußert er sich über das saubere Zeug. Dabei wendet er sich an einen Kadetten:

„Na, mein Junge, hast du dein Zeug auch selbst gewaschen?“

„Zu Befehl, Euer Erzellenz!“ schmettert das Kadetten zurück. Der Admiral ist selbst einmal Seekadett gewesen.

„Was hat denn das gekostet?“

„Achtzig Pfennig, Euer Erzellenz!“

Die roten Streifen.

Auf dem Vorderperron der Elektrischen ist ein fürchterliches Gedränge. Plötzlich bremst der Wagen stark. Alles poltert durcheinander. Ein weibliches Wesen klammert sich an den Arm eines ebenfalls dort stehenden Matrosen.

Darauf ein Pivil voll Würde:

„Fräulein, nehmen Sie sich doch etwas in acht; sehen Sie denn nicht, daß der Matrose geimpft ist?“ Dabei zeigt er auf einen roten Streifen am linken Ärmel des Seemanns.

„Ach, verzeihen Sie,“ stammelt das Fräulein.

„Bitte, bitte!“ sagt der Matrose und grinst.

„Na, seh'n Sie, die Mariner sind gar nicht so,“ sagt darauf wieder der Pivilist. „Aber nu erklären Sie mir mal, junger Freund — ich habe schon andere Mariner rumlaufen sehen, die hatten zwei und drei rote Streifen uff'n Arm. Was hat denn das zu bedeuten?“

Der Matrose todernt:

„Die zeigen an, wie viel Pochen aufgegangen sind.“

Aus aller Welt.

Selbstmord durch Dynamitzigarette. Aus Warschau wird gemeldet: Ein 47jähriger Neurotiker hatte aus Verzweiflung über einen Nervenanstoss beschlossen, seinem Leben ein Ende zu machen, und dabei hat er eine wirklich nicht alltägliche Phantasie entwickelt. Dieser Lebensmüde vermischte eine ziemliche Menge Dynamit mit Tabak und drehte daraus eine Zigarette. Diese steckte er in den Mund und zündete sie dann wie eine gewöhnliche Zigarette an. Die Explosion war so heftig, daß der Kopf des Unglücklichen vollständig vom Rumpf getrennt und der übrige Körper fürchterlich zerrissen ist.

Autos in der Theatergarderobe. Die neueste Errungenschaft in dem großen Theater, das jetzt neben dem Picadilly-Kirkus in London gebaut wird, ist ein sechsstöckiges Gebäude, in dem bequem Autos von 500 Zuschauern untergebracht werden können. Die Garagen befinden sich im Erdgeschoß und im dritten und vierten Stock, die Autos werden durch schnelle und starke Aufzüge heraufgebracht. Die Zuschauer können sich jetzt gleichzeitig mit dem Theaterbillet einen Platz für ihren Wagen besorgen. Andere Neuheiten dieses großen Theaters sind zum Beispiel ein Café mit einem Tanzsaal für 2000 Tänzer und Cabarets.

Hebung von Schiffen durch Eis. Ein neuerartiger Versuch, Schiffe zu heben, wurde in einem englischen Hafen gemacht. Anstatt das Beck durch einen mit Apparaten und entsprechendem Material ausgerüsteten Taucher zu verdrängen, wurde eine Eiszerlegungsmaschine in einem luftdichten Tank herabgelassen und von oben her elektrisch bedient. Innerhalb von zwei Stunden verschloß ein starker Eisblock das Beck des Schiffes, daß dann in der üblichen Weise an die Oberfläche gebracht werden konnte.

Fröhliche Ecke.

Gefühlvoll. Der Tischlermeister Bauchwitz hat einen Lehrling, der alles verkehrt macht. In seiner Wut wirft er dem Lehrling einmal den Hobel nach, trifft aber die eintretende Meisterin. Darauf sagt er: „Nu, is ach gut.“

Englischer Humor. „Woran liegt es, daß man Ihren Mann gar nicht mehr in der Kirche sieht?“ fragte der Pfarrer Frau Wehrauch, die mit betrübtem Kopfschütteln antwortete. „Am Sozialismus?“ — „Schlimmer als das, Euer Hochwürden.“ — „Wohlgar Atheismus?“ — „Biel schlimmer, Hochwürden.“ — „Was ist es denn?“ — „Rheumatismus.“

Das Ei. Zauberkräftler (dem fast alles mißglückt ist): „Hat jemand von den Herrschaften vielleicht ein Ei bei sich?“ — Empörter Zuschauer: „Wenn — dann hätten Sie es längst gestriegt!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Syra, Poznan.